

BERNHARD GAJEK

Ludwig Thomas Romanfragment *Kaspar Lorinser* (1920)

Ludwig Thomas Fragment gebliebene Geschichte *Kaspar Lorinser* ist bisher kaum beachtet worden. Sie ist literaturgeschichtlich, poetologisch und psychologisch ergiebig, und ihre Deutung bringt mehr Licht in die späte Schaffens- und Lebensphase eines Autors, dessen Werk zu Recht als entscheidend für die bairische und gewichtig für die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts angesehen wird. (Gajek 2000a, Sp. 1504)

1 Entwürfe und Namen

Den ersten, am 28. März 1919 begonnenen Entwurf überschrieb Thoma mit *Hans Georg*. Mitte April legte er ihn beiseite; 40 Blatt umfaßte er. Eine Skizze von zwei Blatt war unter demselben Titel vorausgegangen. Ein wohl anschließendes Bruchstück trägt bereits den Namen *Kaspar Lorinser*. Thoma arbeitete es länger – auf 82 Blatt – aus. Die letzte, ebenfalls unvollendete Fassung datierte er: „Begonnen den 3. Januar 1920.“ (Lemp 1984, S. 189)

Zur gleichen Zeit setzen die brieflichen Zeugnisse ein. Sie binden diese Altersarbeit in die Werbung um Mädi von Liebermann ein: Thoma hoffte, auch damit die noch verheiratete Geliebte zur Scheidung und Heirat mit ihm bewegen zu können. (LB, S. 409) In diesem Sinne teilte er ihr den Anfang an: „Ich bin ein Bauernbub, hätte Geistlicher werden sollen und bin es nicht geworden. Ich habe vieles erstrebt, noch mehr erhofft und wenig davon erreicht. [...]“ So geht der neue Lebensroman an und heißt ‚*Kaspar Lorinser*‘. (LB, S. 410) „Ich will heute noch arbeiten, den Plan zum 2. Kapitel ganz entwerfen. Kinderzeit, Kinderstimmung [...] Das erste Kapitel ist gut. Ganz allgemein das Milieu. Das Dorf und seine Leute. Nun kommt die erste Zeit im Elternhaus. Bäuerlich [...] Du neben mir [...] dazwischen plaudern, ein Bussi kriegen und dann zusammen hinaufgehen und so unendlich glücklich sein.“ (LB, S. 411) Derart eng fühlte der Autor die Entstehung dieses Textes mit seiner Lebensgeschichte verbunden.

Das schien die Übersicht über den Stoff zu fördern, und der Plan schien zu stehen: „Der Bauernbub kommt in die Studier; ich lasse ihn kurz durchs Gymnasium laufen, etliche Semester Universität, dann wird er Schriftsteller. Und hier beginnt erst ein bißchen Herzensroman. Ich muß nur die Zeit, die Schriftstellerclique, die Politik, das ganze Treiben so von 1890 bis 1914 treffen.“ (LB, S. 413)

So wäre eine Parallele zu den ein Jahr zuvor abgeschlossenen *Erinnerungen* zu stande gekommen; sie endeten mit Thomas *Simplicissimus*-Zeit und einer wehmütigen Verklärung der Eltern. In dieser Stimmung schrieb er nun das „Kinder-

kapitel“ und das „Studium“- „auch nicht lang; nicht zu lang“. Doch er fühlte: „Der Lorinser wird mich ziemlich lang beim Wickel haben.“ (LB, S. 412f.)

Damit hatte der Autor recht. Schon der Name beschäftigte ihn unablässig. Das entsprach dem Zögern, das Thoma häufig zeigte, wenn es um Menschen, Orte und Titel ging. Der Name stand für das Ganze, und ob ein ihm so nahestehendes „Knäblein“ wie dieses andere Ich „Hans Georg“ oder „Kaspar Lorinser“ hieß, entschied über die Gestalt. Darüber gab Thoma sich gerade jetzt wieder Rechenschaft: „Bei Namen bin ich sehr gewissenhaft; ich besitze Kalender, Adreßbücher und eigene Notizen, die ich zu Rate ziehe, bevor ich einen Helden taufe“, hielt er dem ehemaligen Kritiker und späteren Freund Josef Hofmiller entgegen. Die von ihm vorgeschlagenen Namen „gehören [...] der Ebene an. Oberbayern. Niederbayern. Im Gebirg sind andere Namen daheim [...] Hagn [...] auch mein Lorinser, der mir ausnehmend gefiel. Ich fand den Namen im Salzburger Adreßbuch. Er ist heute selten, und das gab auch einen Grund zu seiner Wahl. Ich wollte keinen sehr gebräuchlichen nehmen. Mein Held heißt Kaspar Lorinser und mit dem Hausnamen heißt er Hagn. Dem Dorf habe ich keinen Namen gegeben. Die wirklichen gehen einem im Weg um, die erfundenen taugen nichts.“ (An Josef Hofmiller. LB, S. 414) Hofmiller und der andere, am Tegernsee wohnende fachverständige Freund Ludwig Ganghofer wandten ein, der Name bedeute „von Lothringen stammend“. Doch Thoma gab ihn nicht auf: „Mir hatte der Name so gefallen, daß ich ihn mit zärtlichster Liebe aufs erste Manuskript gemalt habe. Vorerst brauche ich ihn noch als Sporn und Antrieb; hinterher, wenn, um mit Keller zu reden, der Strickstrumpf fertig ist, kann ich den braven Oberländer immer noch umtaufen.“ (LB, S. 416)

Der Name und die Gestalt hatten schon ein Eigenleben gewonnen; sie bestimmten das Verhältnis zwischen Autor und erschaffenem Wesen: „Angst habe ich vor seiner ersten Verliebtheit [...] Ich möchte nur wissen, warum mir Lorinser so lenggrieserisch klang; irgendeine Ursache hat das, aber im Lauf der Zeit wird es sich schon aufklären.“ (LB, S. 416) Tatsächlich dürfte der Name aus dem Vorarlberg stammen; ein Weiler bei Bludenz heißt „Lorins“ oder „Loryns“, und davon könnte „Lorinser“ abgeleitet sein. (Stemplinger 1948, S. 30; Bahlow 1972, S. 322)

Bemerkenswert ist: Ein ähnlicher Name fand sich bei Thomas mütterlichen Vorfahren: Zu diesen – den Pfeiffers in Oberammergau – gehörte die Familie Lori, zu der der Münchener Hofkammerrat Johann Georg von Lori zählte. Er half die Münchener Akademie der Wissenschaften gründen und berief neue Professoren an die Landesuniversität Ingolstadt, nachdem die Jesuiten hatten gehen müssen. Ob darunter auch der junge Theologe Johann Michael Sailer war? Bei ihm studierte Joseph Alois Daisenberger, der spätere Oberammergauer Pfarrer, den Thoma als „Urbild eines gütigen Priesters“ empfand. (GW, S. 66) – Den Lori-Bauern „gehörte jene Figur des Heilands an der Geißelsäule, für die der Wies-

Bauer 1739 eine Feldkapelle bauen ließ und die so zum vielbesuchten Gnadenbild wurde. 1754 wurde an dieser Stelle die von Dominikus Zimmermann erbaute Wallfahrtskirche eingeweiht.“ (Roth 1953, S. 369–374)

Von diesen Zusammenhängen wußte Thoma nichts. Doch er blieb bei dem Namen, der ihn fesselte. Und in der letzten, am 3. Januar 1920 begonnenen Fassung führte er „zwei Lorinser“ auf, die „mit zwanzig anderen aus der Gemeinde pro iustissima Patriae defensione in der Sendlingerschlacht anno 1705 gefallen: [...] Georgius Lorinser [...] Blasius Lorinser“. (GWV, S. 13) Der Autor war also um eine geschichtliche Begründung seiner Namenswahl bemüht.

Vom „Schreibnamen“ Lorinser war der „bleibende“, ja „unvergängliche“ „Hofname“ zu unterscheiden. Der Lehrer im Fragment machte dem in die Schule gekommenen Sechsjährigen klar, daß er „da herin“ nicht mehr der Hagn Kaschbei sei, sondern Kaspar Lorinser heißen werde. „So war, ohne daß ich es ahnte, der erste leise Ruck geschehen, der mich von daheim loslöste.“ (GW I, S. 20) Der Name bestimmt und begrenzt, und der Übertritt zum Neuen schmerzt.

Bei dem Hofnamen „Hagn“ griff Thoma auf Orte und Träger zurück. In Finsterwald, in Kreuth und in der Elmau hatte er sie gefunden, und in der Wilderer-Geschichte *Die Halsenbuben* und eben in unserem Romanfragment versetzte er sie nach Tegernsee und Lenggries.

2 „In mir steckt viel vom Bauern“

In den Entwürfen wie in der vermeintlich endgültigen Fassung sagt der Erzähler, er sei ein Bauer, und Thoma hatte dies der Geliebten als einen grundlegenden Aspekt seines Helden mitgeteilt. Bauer zu sein war ein oft ausgesprochener Lebenswunsch des herangewachsenen wie des alternden Thoma. So wollte er die unsichere, verletzliche, durch Rauheit und Grobheit getarnte Seite seines Wesens euphemistisch benennen, und wenn ihm die Geliebte den „Bauern“ vorhielt, wollte er dies als Charakterzug, ja als „Ehrentitel“ verstanden wissen. (LB, S. 393) „Aber in mir steckt viel vom Bauern, schroffer Stolz, falsche Scham.“ (LB, S. 386) Bauer zu sein wäre sein Wunsch gewesen. „Herrgott, warum bin ich nicht auf einem Bauernhof zur Welt gekommen; ich wär mit Leidenschaft und vielen Talenten ein rechter altbayerischer Bauernbub gewesen. Dumm, daß ich in meiner Jugend nicht so leben durfte. Ich stand vor einer recht aussichtsarmen Zukunft. Beamter – Anwalt – armes Luder. Und war im Herzen doch ein Bauer durch und durch. Nun hab ich's als Mann auf der absteigenden Lebenslinie erreicht.“ (AB, S. 206) Daß Kaspar Lorinser, der Hagn Kaspar, „bäuerlich“ aufwächst (LB, S. 411), soll seine Existenz sichern: Sein Weg führe „ins Journalistische, von da weg ins Schriftstellerische“; doch er „kommt immer wieder auf bäuerliche Erde zu stehen. Ich hoffe, daß er ein schlichter, anständiger Kerl wird.“ (An Josef Hofmiller. LB, S. 416f.) Daher freue den Autor „jede Zeile“, und in

die Geschichte dieses Bauernbuben habe er „viel Erfahrung, viel Träumen, viel Wissen und Singsang und Glockenläuten“ gelegt. (LB, S. 410)

Demgegenüber klingen die Einleitungssätze des *Kaspar Lorinser* eher nüchtern und berichtend: „Mein Vater war ein Bauer im bayerischen Oberland, mein Heimatdorf liegt auf einem langgestreckten Hügel, der auf waldige Vorberge stößt. Dahinter bauen sich die Felsenwände des Karwendels eine hinter der andern auf. Der erste Kamm bildet die Landesgrenze, darüber hinaus ist es Tirol.“ (GW V, S. 9) Thoma war der Sohn eines Försters und lebte die ersten sieben Jahre in der Vorderriß, einem Gebirgstal am oberen Isarlauf, also fast am Fuße des genannten Gebirgszuges und nur eine Stunde Wegs bis zur Tiroler Grenze. In den *Erinnerungen* hatte er sich – unzutreffend – als Nachfahren von „Klosterjägern bei den Zisterziensern in Waldsassen“ in der Oberpfalz ausgegeben. (GW I, S. 59) Bauern gehörten zu der oben geschilderten entfernten Verwandten der Mutter, von denen Thoma nichts wußte. Daß die Großeltern Pfeiffer in Oberammergau nicht nur die Post und einen Gasthof, sondern auch eine Landwirtschaft betrieben, gewann in den *Erinnerungen* keinen Erlebniswert.

Doch in seinen ersten Erzählungen, die 1897 unter dem sprechenden Titel *Agricola* herausgekommen waren, in vielen weiteren Geschichten wie der *Hochzeit* (1902), in den Romanen *Andreas Vöst* (1906), *Der Wittiber* (1911) und seiner letzten Dichtung, dem *Ruepp*, ebenso in Komödien wie der *Medaille* (1901) oder der Bauertragödie *Magdalena* (1912) hatte er bäuerliches Wesen beschrieben. Das Dorf war, wie Alfred Kerr, der mächtige Kritiker in Berlin, anerkannte, der Schauplatz „zierloser, männlicher [...] fast antiker, homerischer“ Geschehnisse; „Urmächte sind im Spiel [...] und eine Ewigkeit voll Wut und Tierschaft“ bekomme „in Menschengleisen Gestalt“. (Kerr 1917, S. 76ff.)

Tatsächlich überwiegt in den Dichtungen, die nicht in Städten spielen, das bäuerliche Milieu. Die Jagdreviere, die Thoma als Kind gesehen hatte, aus Erzählungen kannte oder – ab Ende 1903, nach den ersten großen literarischen Erfolgen – pachten konnte, geben weit seltener den Schauplatz einer Handlung ab. Doch war er dort ein leidenschaftlicher, zunftbewußter Jäger, der gegen Ende des Ersten Weltkriegs und hernach das Jägersein mit gesetzestreuem, ja patriotischem Ethos gleichsetzte. Zur gleichen Zeit pries er in Dichtungen und Zeitungsartikeln die bäuerlichen Werte noch höher; denn nur der Bauer könne das Überleben der hungernden Nation gewährleisten. Die Anziehung, die von beiden Bereichen ausging, und die Möglichkeit der zweifachen Selbstdarstellung ließ ihn zwischen den Archetypen Bauer und Jäger hin- und herpendeln.

Dieses Nebeneinander von Grundeinstellungen spiegelt sich im Werk Thomas, besonders der Spätzeit: Neben den „städtischen“ Stoffen finden sich solche aus der Bauern- wie Jägerwelt. Und was das antäische Lebensgesetz des *Kaspar Lorinser*, „immer wieder auf bäuerlicher Erde zu stehen“, angeht: Auch in *Altaich* gehört die Berührung mit der Heimaterde zu den Mitteln, selbst in der Moderne

und der katastrophalen Gegenwart des Weltkriegs zu gesunden – gerade für einen Künstler. Der Maler Konrad Oßwald findet in der Heimat zu sich selbst und zu der ihm angemessenen Kunst – eine Entwicklung, die Thoma als ebenso beispielhaft und gültig gesehen haben wollte wie die, die er seinem „grünen Heinrich“ verschrieb. Gottfried Kellers Titel sollte mindestens hier die Gattung andeuten. Der Roman war als der ins Bäuerliche versetzte Werdegang des Autors gedacht.

3 Vom Bauernbub zum „Studenten“: Abschied und Trennungsschmerz

Mit der Entwicklung vom Hüte- und Bauernbuben zum Schulkind und von da zum „Studenten“ (Gymnasiasten) geht die Fabel des Romananfangs deutlich, aber nicht ganz in die Lebensgeschichte des Autors über. Von Anfang an wollte Thoma „nicht bloß Selbsterlebtes, aber doch Selbsterdachtes“ geben. (An Josef Hofmiller. LB, S. 409) Die Verbindung ist der vielfache Abschied, der einem Kind auf dem Weg zum Erwachsenen auferlegt ist. Thoma schilderte in den *Erinnerungen* und im *Kaspar Lorinser* die ersten Lebensjahre als ländliches, stadtfernes Kindheitsparadies, aus dem er durch den Schulzwang vertrieben worden sei. Nachhaltiger als in der authentischen Autobiographie lässt er Kaspars Mutter vernünftig zugunsten des Fortschreitens reden: „Nimm's net so hart, Kaschbei! Die Fremd macht Leut, und mit dem Daheimhocken is net alles gewonnen [...] Lern was und werd was, so bist am besten dran.“ Der Bub jedoch fürchtet den Verlust dessen, was ihm „gewohnt und lieb“ war und „hielt nicht mehr an sich und weinte laut hinaus“. (GWV, S. 24f.)

In den Briefen an Mädi von Liebermann, die Altersgeliebte, stilisierte Thoma solche Schmerzen zur trotzig ertragenen Bedingung des Fortkommens. Die eigentliche Befindlichkeit aber ist aus den häufigen Erwähnungen des Abschiedsschmerzes und der Sehnsucht nach Heimat, dem Heimweh, abzulesen. Thoma war sich bewusst, daß er ein lebenslanges Grundgefühl aussprach. „Kindheitserinnerungen sind das stärkste“, daher tue ihm „die Zerstörung der lieben, schönen Welt“, d. h. der durch den Weltkrieg eingetretene Umbruch, „am wehesten“. (LB, S. 439) Wenige Tage später legte er dem „Kaschbei“ in den Mund: „Allein bevor ich vom schmerzlichen Heimweh zu anderen Empfindungen kam, brauchte ich lange Zeit.“ (GWV, S. 32) Das habe sein Schicksal bestimmt. „Mir fehlte in der gefährlichsten Zeit, zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig, zehn lange Jahre die Familie, und doch hatte ich ein brennendes Heimweh danach.“ (AB, S. 206)

Die beiden Aussagen haben einen verschiedenen literarischen und lebensgeschichtlichen Kontext. Die erstgenannte gehört zur Selbstdarstellung in den *Erinnerungen*, der 1919 veröffentlichten Autobiographie. Mit der zweiten richtete

sich der Briefschreiber Thoma wenig später an die leidenschaftlich, ja verzweifelt umworbene Geliebte, um seine 1907 eingegangene Mißheirat mit Marion, einer Kabarett-Tänzerin, zu erklären und die Hoffnung auf Erlösung vom Heimweh durch die Heirat mit Maudi gefühlsträchtig zu untermauern. Hinzu kam das Elend der Zeit, und in ihm erreichte der Schmerz um Verlorenes den Höhepunkt. „Die Zerstörung der lieben, schönen Welt“ steigerten die „Trauer ums Land“ und „das Gefühl einer endgültigen Verlassenheit und Einsamkeit“ bis zur Melancholie und Depression. (LB, S. 435) Ganghofers Tod am 24. Juli 1920 empfand Thoma als prototypisch.

4 Melancholie und Produktivität

Mit der vielfach beklagten Schwermut und beredt ausgesprochenen Niedergeschlagenheit ging eine erstaunliche Produktivität einher. Sie schloß heitere oder ernsthafte Motive nicht aus und wurde in einheimische wie außerbayerische, ja antike Stoffe gekleidet: In dem Roman *Münchnerinnen* verschlüsselte Thoma die frühe Liebe zu einer verheirateten Münchner Frau und die mühsame, verletzende Trennung; den zweiten Teil brach er ab – zugunsten des ebenfalls Fragment bleibenden *Kaspar Lorinser*. Gleichzeitig begann er die „Tegernseer Geschichte“ des *Jagerloisl*, in der die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit der Entscheidung eines oberbayerischen Jägers für Bodenständigkeit und die angestammte Heimat gefeiert wird. „‘Sommerliebe’ [...] Eine Berlinerin [...] kokettiert mit einem bildsaubern Jager, der die Sache für ernst nimmt.“ (LB, S. 421) Die in der Großstadt spielende Humoreske *Papas Fehlritt* machte die Tochter zur Komplizin des Vaters, der einen Seitensprung vertuschen muß. In *Leute, die ich kannte* sammelte Thoma vorhandene und neu geschriebene Porträts von Personen, die in sein Leben getreten waren. Die Bauerngeschichte *Marget* hielt die ungewöhnliche Brautwerbung eines Dachauer Bauernsohnes um ein fränkisches Mädchen mit sicherem Gespür für die befreiende Überschreitung dörflicher Begrenztheit fest. Und in den ersten Januartagen seines letzten Lebensjahres begann Thoma den dritten Bauernroman, der die Geschichte des „Ruepp auf der Leiten“ erzählt; dessen schuldhaft beschrittenen Weg in den Ruin machte er zum Gleichnis der Hybris Wilhelms II. und seines Kanzlers Bethmann Hollweg. (Gajek 2000, S. 61–63) Und dieses Motiv kehrte in vielen der einhundertsiebzig Artikel wieder, die Thoma zwischen Juli 1920 und August 1921, also bis unmittelbar vor dem Tod, anonym für den *Miesbacher Anzeiger* schrieb, die bis Berlin Aufsehen erregten und den Autor in jene Sackgasse zu bringen schienen, die Goethe dem „Dichter, der politisch wirken will“, vorhergesagt hatte. Thoma zitierte den Ausspruch im Brief an Maudi von Liebermann unter dem 26. Januar 1920, also eben da er am *Kaspar Lorinser* schrieb und ihr fast täglich seine Lage und seine Seele dartat. (LB, S. 413) Die der Schwermut abgewonnene Fruchtbarkeit stellte er

als geringfügig dar – gemessen an dem, was er ohne die Erschwernisse der Kriegs- und Nachkriegszeit zu schreiben gehofft hätte: „Jesus, Mädel, wenn kein Krieg gewesen wäre! Alle Jahre ein Roman, ein Theaterstück und kleinen Schnickschnack dazu, und Aufsätze, Marionettenspiele etc. Der alte Heyse sagte mir bei seinem 80. Geburtstag [d. h. im Frühjahr 1910], ich sei für ihn das interessanteste ‘Phänomen’. Als Altbayer der erste und einzige, der vollständig einen bis dahin ungehobenen Schatz gehoben hätte, und als Repräsentant der anscheinend so schwerfälligen und wuchtigen Rasse doch wieder von einer unglaublichen Leichtigkeit im Schaffen. Roman, Novelle, Lustspiel und politische Lyrik sei eine Häufung von Talenten, die er unbegreiflich fände.“ (LB, S. 412)

5 „Gründe, die an der Vollendung der Arbeit hinderten“

„Was ein Mann selber unterbrach und liegen ließ, herauszugeben, ist schwierig; man muß die Gründe erkennen, die ihn an der Vollendung der Arbeit hinderten.“ (LB, S. 433) Thomas Forderung ging auf die Bitte von Ganghofers Angehörigen zurück, er möge dessen unvollendete Arbeiten zu Ende schreiben; sie kann auch die Deutung des unvollendeten *Kaspar Lorinser* leiten.

Thoma brach ihn mit einer Episode ab, deren Motiv sich sonst bei ihm nur angedeutungsweise oder unabsichtlich findet: einer homoerotischen Situation zwischen zwei Burschen. Thoma malt sie bemerkenswert aus, wenn auch unter einer ablehnenden Perspektive. Deren Wertsetzung schreibt er seiner mütterlich-verständnisvollen Hausfrau in Burghausen zu. Damit bleibt er innerhalb der moralischen Konvention der Zeit, die Homoerotik sozial ächtete und juristisch sanktionierte, ohne sie aus der Welt schaffen zu können. Vor allem war und blieb sie ein Problem der heranwachsenden männlichen Jugend, das in den Internaten, wie der Schüler Thoma sie erlebte, immer aktuell und in diesem Sinne gesellschaftlich anerkannt war. Daß er sie sonst – weder fiktional noch expositorisch – ausdrücklich und direkt einbezog, macht den Schluß des *Kaspar Lorinser* so ungewöhnlich.

Geht er auf Erlebnisse des Jungen, den die Mutter in das Neuburger oder Burghausener Internat oder in städtische Wohngemeinschaften geschickt hatte, zurück? Die Forderung des Schriftstellers Thoma, man müsse „die Gründe erkennen, die ihn an der Vollendung der Arbeit hinderten“, regen allenfalls Vermutungen an; griffige Anhaltspunkte sehen wir weder in den Dichtungen noch in den Briefen der Jugendzeit noch in sonstigen Lebenszeugnissen. In diesen sind erotische Beziehungen zu Frauen reichlich zu belegen. Um so mehr fällt hier die literarische Ausmalung auf. Vielleicht verhinderte auch dieses Motiv die Fortführung der Geschichte? Man könnte es – in einer vereinfachten psychoanalytischen Motivation – als Teil einer Barriere ansehen, zu der auch jenes Geständnis „Angst habe ich vor seiner ersten Verliebtheit“ (LB, S. 416) zählen könnte.

Geht es um internalisierte gesellschaftliche oder religiöse Tabus? Hatte Thoma einen sorgsam zurückgehaltenen, verdrängten Bereich seiner Jugend berührt, und übte er eine unbewußte Selbstzensur, indem er gerade hier abbrach? War die Erinnerung an ein entsprechendes Eingreifen der Mutter oder einer Mutterfigur so stark, daß sie die „Vollendung der Arbeit“ hinderte? Auch dafür fehlen Belege. Möglicherweise hätte Thoma, wenn er das Fragment hätte wieder aufnehmen können, einen Aufschluß wenigstens angedeutet oder die Episode ausgeschieden.

6 „Ich hätte Geistlicher werden sollen, und bin es nicht geworden“

Ebenso offen bleibt eine andere Frage innerhalb der Beziehung von erzählter Figur zum Autor; sie hängt mit der vorigen zusammen: Kaspar solle Geistlicher werden. Eben darum stimmen Mutter und Großmutter so bereitwillig dem Vorschlag des Lehrers zu, den zehnjährigen Kaspar, der als der jüngere Sohn „keine Aussicht“ hatte, „das Anwesen zu erhalten“, studieren (das Gymnasium absolvieren) und „mit der Gottes Hülf einen hochwürdigen Herrn“ werden zu lassen. Das verstand besonders die Großmutter „nach gebräuchlicher Meinung unter Studieren“. (GW V, S. 21 und 23) Dieses Berufsziel blieb in allen Fassungen gleich, und der eingangs angeführte erste Satz klingt nach einer klaren, festen Planung: „Ich bin ein Bauernbub, hätte Geistlicher werden sollen und bin es nicht geworden [...].“ (LB, S. 410) Thoma malt mit unverkennbarem Genuß die Situation aus: Das ganze Dorf, besonders die Mädchen und Mütter, behandeln den künftigen „Studenten“ mit Ehrfurcht, die den Betroffenen eher schmerzt. Die Großmutter „geriet in Ärger“ über die „Blindheit“, die mich das große Glück nicht sehen ließ. Hunderte wüßten nicht, was sie tun müßten vor Freude, und ich hocke da und flenne. Freilich könnte ich es noch nicht recht verstehen, was es heiße, ein Geistlicher zu sein, und was es bedeute fürs ewige Leben [...] Und was für eine Ehre sei es für die ganze Verwandtschaft und was für ein Trost, einen geistlichen Fürbitter zu haben!“ (GWV, S. 24)

Das ist keine epische Ironie. Denn der Großmutter stellt der Erzähler den Ortsgeistlichen gegenüber, der mit Menschenkenntnis und Humor den Anlaß versachlicht und der Mutter heiter zuredet: „Jetzt lassen wir ihn einmal mensa mensae deklinieren, nachher kommt vielleicht das amo amamus und sonst noch allerhand dazwischen. Tut's dem Buben den G'fallen und macht's net jetzt schon einen Primizianten aus ihm, wie's hie und da der Brauch is [...] Jetzt müssen wir bloß auf eins hoffen: daß der Kaspar ordentlich studiert. Den Speisezettel für die Primiz können wir alleweiß noch aufsetzen [...]“ (GWV, S. 26)

War der junge Thoma je in einer gleichen Situation? Auch dafür fehlen aussagekräftige Hinweise. In den *Erinnerungen* oder einer anderen Publikation ist nie

davon die Rede, daß die konfliktreiche, mühsam durchgeholtene Gymnasialzeit auf ein Theologiestudium angelegt gewesen sei. In keinem der zahlreichen Briefe, die mit der Mutter gewechselt wurden – der Vater verstarb früh –, ist davon eine Andeutung zu finden, obwohl in dem Milieu und der Zeit des jungen Thoma die Begabung eines Landbuben zum Gymnasiasten häufig mit dem Priesterberuf gekoppelt wurde.

Das Motiv war Thoma geläufig. In seinem ersten und dem letzten Bauernroman, dem *Andreas Vöst* und dem *Ruepp*, stellt er den Sylvester Mang und den Michael Umbricht vor diese Entscheidung und läßt sie negativ ausgehen. Doch scheint der Beruf, den der Vater, dessen Bruder Hans und der Groß- und Urgroßvater schon ausgeübt hatten, so anziehend gewesen zu sein, daß der Gymnasiast Thoma ihnen nacheiferte: er wollte die Schule verlassen und wie die Väter ein Förster werden. Mit Mühe hielten die Mutter und der Vormund ihn auf dem Gymnasium. Nach dem Abitur brach er allerdings das forstwissenschaftliche Studium in Aschaffenburg nach zwei Semestern ab und sattelte auf Jurisprudenz um. Daß die Schriftstellerei ihn in den Stand setzte, mehrere Jagdreviere bei Dachau und am Tegernsee zu pachten, sagten wir schon.

Hier geht es darum: Trug die im Einleitungssatz verkündete Absage an das ursprüngliche Studienziel dazu bei, den *Kaspar Lorinser* zugunsten anderer, teils abgeschlossener, teils Fragment bleibender Arbeiten aufzugeben? Thomas Verhältnis zum angestammten bayerischen Katholizismus seiner Zeit ist vielschichtig und verwirrend; die Polemik gegen die Kirchen und Geistlichen beider Konfessionen, gegen das Zentrum und die religiös begründete, städtisch-bürgerliche Moral ist davon erfüllt und geprägt. (Gajek 2000a, Sp. 1504) Ihr setzte er die Bauernmoral entgegen, die er nüchtern beschrieb und dennoch verklärte – in einer seiner ersten, im *Agricola* 1897 gedruckten Erzählungen, die er *Sterben* nannte und dem lebenslang verehrten Tolstoj nachempfunden hatte. In dem Essay *Bauernmoral* im „März“ 1908, der Bauerntragödie *Magdalena* (1912) wie in den tragisch endenden Bauernromanen bis hin zum *Ruepp* von 1921 stellte er sie als vorbildliche Sittlichkeit dar.

Unabhängig davon, ob sich dies ethisch oder moraltheologisch erhärten ließe: Dieser Auffassung läuft der Lobpreis des Dorfgeistlichen altbayerischer Prägung parallel. Drei Jahre nach dem Aufsatz *Bauernmoral* formulierte Thoma sein „Bild vom katholischen Pfarrherrn“: „In ernsten Stunden ist er ein hilfreicher Mann, der seinen Beruf, allen Armen beizustehen, von Herzen lieben darf. Tag für Tag hat er Gelegenheit, die Menschen zur Güte zu erziehen [...]“ (Thoma, März 1911, S. 81–83) Dieses wohlwollende „Bild“ gab er auch in den Dichtungen, vor allem jenen, die sich eng an die Lebensgeschichte anschließen – so im *Kaspar Lorinser* oder in der Satire auf das klerikale, norddeutsche Gegenbild, dem *Westfälischen Glaubensboten*. Anders als der macht der einheimische, lebensfreudige Geistliche Rat „sich nicht viel aus dem Musterschüler Haslinger

Pepi, der schon jetzt eine auffallende Heiligkeit herumtrug“; die Lausbuben waren ihm lieber. (GW III, S. 486)

Das Ideal eines Priesters sah Thoma in dem schon erwähnten Joseph Alois Daisenberger, jenem hochgebildeten und gütigen Pfarrer Oberammergaus und Erneuerer des Passionsspiels, der ihn getauft hatte und dem er als Kind und Volkschüler an eben diesem seinem Geburtsort häufig begegnete. Ihn nannte er in den *Erinnerungen* eine „edle Persönlichkeit“ und „das Urbild eines gütigen Priesters, über dessen Lippen nie ein hartes Wort kam, nie ein unduldsames, und der mit einem stillen Lächeln es ruhig dem Leben überließ, stürmische Meinungen zu glätten.“ Er habe stets „ein gutes Wort“ für den Buben gehabt, „ein Umstand, der meiner Mutter zur Hoffnung und Beruhigung diente, wenn es bei mir im Aufwachsen nicht immer schnurgerade nach oben ging“. (GW I, S. 66)

Ob Daisenberger je mit der Mutter Thoma ein Gespräch wie das im *Kaspar Lorriner* über einen möglichen geistlichen Beruf des Buben geführt hat, wissen wir nicht. Es würde dem vielfach überlieferten Charakter Daisenbergers nicht widersprechen. Daß dieser bei Johann Michael Sailer in Landshut, dem späteren Regensburger Bischof, studiert hatte, paßt ins Bild. In Thomas Schilderung wirkt Daisenberger wie Sailer geistlicher Sohn.

7 „Heimweh und Verbrechen“

Thoma machte jenes „Urbild eines gütigen Priesters“ immer wieder zur handlungstragenden Figur; das beweist die Lebendigkeit der Einnerung. Sie ist meist wehmütig, lebt vom Abstand zur Gegenwart und quälte den Autor nicht nur während der Schulzeit, als er immer wieder Abschied vom Elternhaus nehmen mußte. Damals sei selbst das Oktoberfest ihm „verhaßt“ gewesen, „weil das Ende der Ferien mit ihm zusammenfiel“. In der Stadt habe er sich „ein Verzeichnis der Tage seiner babylonischen Gefangenschaft“ angelegt“ und „jeden Abend“ einen ausgestrichen. (GW I, S. 129)

Daß Heimweh und Krankheit einen kausalen Zusammenhang haben können, scheint eine alte Erfahrung zu sein. Doch alt ist das Wort ‘Heimweh’ nicht. Das *Grimmsche Wörterbuch* der Brüder Grimm übersetzt es mit „desiderium patriae“ und gibt als frühesten Beleg Scheuchzers „seltsame naturgeschichte des Schweizerlandes wochentliche erzählung“ vom 20. Mai 1705 an. Darin sei „unter dem titel ‘von dem heimwehe’ diese ‘uns Schweizern besondere krankheit’ beschrieben und mittel zur heilung derselben vorgeschlagen“ worden. (Grimm 1984, Bd. X, Sp. 884) Gesellschaftlich anerkannt war diese Krankheit allenfalls in der Romantik. Das Biedermeier ließ sie nicht mehr gelten – auch nicht im akademischen Bereich. Jacob Grimm mußte im Jahre 1830 seine Göttinger Antrittsvorlesung umbenennen: statt „Über das Heimweh“ sprach er von „desiderio patriae“ und behauptete: „Nicht selten aber verwandelt sich die Sehnsucht nach

der Heimat in eine schwere Krankheit.“ (Fröhwald 2000, S. 11f.) Tatsächlich wurde dieses Sehnsuchtsgefühl seit dem 17. Jahrhundert in der Medizin als Krankheit aufgefaßt.

Ludwig Thoma hatte dies nicht gewußt und Jacob Grimms Vorlesung nicht gelesen. Er kannte auch nicht die Dissertation, die ein junger Arzt im Jahre 1909 der Heidelberger Medizinischen Fakultät unter dem Titel *Heimweh und Verbrechen* einreichte. Der Verfasser hieß Karl Jaspers; er schuf die Psychopathologie des „einfühlenden Verstehens“ und wurde einer der bedeutenden Existenzphilosophen des 20. Jahrhunderts. Jaspers berief sich auf Erklärungsversuche, die schon im ausgehenden 17. Jahrhundert gemacht worden waren: In der Basler Dissertation eines Joan. Hofer sei das französische „mal du pays“ als „Heimweh“ ins Schweizerdeutsche übersetzt und „Nostalgie“ als „Krankheit durch Entfernung von Zuhause“ definiert worden. (Jaspers 1909, S. 4) Bei zum Dienst gepreßten, desertierenden Schweizer Soldaten habe man sie, so Napoleons ehemaliger Leibarzt Lorrey 1821, häufig festgestellt; auch sei sie eine Ursache von Geistesstörungen und Wahnsinn. Knechte und Mägde hätten durch Brandstiftung oder Kindsmord sich vom Dienst in der Fremde befreien wollen, um ins heimatliche Dorf zurückkehren zu können. „Manche mußten es wie eine Krankheit durchmachen“. (Jaspers 1909, S. 44)

Damit stimmt Thomas in den *Erinnerungen* gemachtes Eingeständnis erstaunlich überein: „Damals aber kam es wie Krankheit über mich.“ (GW I, S. 129) Von daher bekommen die in den *Lausbubengeschichten* beschriebenen oder erzählten Streiche und Vergehen gegen die Regeln der als Fremde erlebten Erwachsenenwelt einen Rahmen und einen Hintergrund. Ihre wirkliche Motivation ist das Heimweh.

Eine theologische Komponente gehörte dazu: Wer ins Paradies zurückwill, nimmt keine Rücksicht auf das, was vor dessen Tor und Grenze gilt. Der damit verbundene Konflikt und das Schuldigwerden gehören zu den Bedingungen von Wachsen und Reifen, und Kaspar Lorinsers Mutter entwickelt eine angemessene, pragmatische Pädagogik. Sie rationalisiert das Heimweh, kann es jedoch nicht wegreden. Thoma gestand sich die lebenslange Dauer dieses vielberufenen Schmerzes ein.

8 „Auferstehung im Herbst“?

Daß sein *Kaspar Lorinser* Fragment blieb, hängt damit zusammen. „Der Lorinser liegt einstweilen in der Kommode und wartet auf die Auferstehung, vielleicht im Herbst. Er hatte einen großen organischen Fehler. Man kann eine Selbstbiographie nicht ‚erfinden‘; das wird unwahr und gequält; man kann nur Selbsterlebtes geben, Selbstgedachtes, und ich sehe den Weg jetzt vor mir, da ich dies verstanden habe. Der maskierte Bauernbub wird abgetan und ein anderer tritt auf

den Plan.“ (An Josef Hofmiller. LB, S. 452) Die Arbeit am *Ruepp* und die politische Journalistik drängten den *Kaspar Lorinser* zurück. Der Tod des Autors am 26. August 1921 verhinderte die „Auferstehung im Herbst“.

Das ist eine (bestreitbare) poetologische Begründung; aus den Briefen an Maida von Liebermann geht auch eine persönliche hervor. Offensichtlich sollte die hochgestimmt und mit betonter Schaffensfreude begonnene Erzählung nicht nur eine mittelbare Selbstdarstellung, sondern auch eine literarisch verkleidete Werbung um die Geliebte werden. Eine Ehe mit ihr galt dem alternden Autor als das Mittel, die lebenslange Sehnsucht nach einem „lieben Stück Heimat“ zu stillen und ein Paradies zu gewinnen, in dem alle Sehnsüchte sich erfüllen und die lebenslangen Konflikte – nicht zuletzt die gescheiterte Ehe mit Marion – sich auflösen würden. (LB, S. 409) Seine Lebensgeschichte sollte wie der *Kaspar Lorinser* von nun an glücklich verlaufen: „Nach diesem Roman hat mein Herz seit 10 Jahren gesucht. Und hat ihn doch noch gefunden [...]“ (LB, S. 410) Ein glückliches Ende aber rückte Anfang 1920 immer mehr in den Bereich des Unmöglichen. In den nicht veröffentlichten Briefen an Maida von Liebermann klagte Thoma bitter darüber, daß sie die Scheidung nicht ernsthaft betrieb; er drängte und bestürmte sie mit werbenden, schmerzlichen, ja heftigen Worten. Die fiktive Autobiographie *Kaspar Lorinser* sollte die Möglichkeit einer Liebesheirat, eines glücklich endenden „Herzensromans“, vorführen. Doch im Leben fand der Herzensroman nicht statt, und der Unterschied zwischen Dichtung und Leben eröffnete sich schmerzlicher als zuvor.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Thoma, Ludwig: Gesammelte Werke in sechs Bänden. Erweiterte Neuausgabe. München: Piper Verlag 1968 (GW).
- Thoma, Ludwig: Bauernmoral. In: März 1908, Bd. II, S. 21–26. Auch in GW I, 559–564.
- Thoma, Ludwig: Dorfpolitiker. In: März 1911, Bd. II, S. 81–83. Auch in GW I, 557–559.
- Thoma, Ludwig: Ausgewählte Briefe. Hrsg. von Josef Hochmiller und Michael Hochgesang. München: Langen/Müller 1927. (*Die mit AB belegten Briefe sind an Maida von Liebermann gerichtet.*)
- Thoma, Ludwig: Ein Leben in Briefen. (1875–1921). Hrsg. von Anton Keller. München: Piper 1963. (*Die mit „LB“ nachgewiesenen Briefe sind an Maida von Liebermann gerichtet; andere Empfänger werden genannt.*)

Sekundärliteratur

- Bahlow, Hans: Deutsches Namenlexikon. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972 (st 65).
- Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 1ff. Leipzig: Hirzel 1854. Nachdruck München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1984.

- Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Aufl., bearb. von Elmar Seibold. Berlin: de Gruyter 1989.
- Frühwald, Wolfgang: Deutsch als Sprache der Wissenschaft. In: *aviso* 2000, H. 3, S. 11f.
- Gajek, Bernhard: Ludwig Thoma. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg i. Br.: Herder 2000a.
- Gajek, Bernhard: Von der Schwierigkeit, Nationaldichter zu sein. Ludwig Thomas Beitrag zur bairischen Literatur. In: *COLLOQUIA* für Dieter Schwab zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Diethelm Klipfel in Verbindung mit Hans-Jürgen Becker und Reinhard Zimermann. Bielefeld: Giesecking 2000b, S. 51–65.
- Jaspers, Karl: Heimweh und Verbrechen. Leipzig: F. C. W. Vogel 1909.
- Kerr, Alfred: Die Welt im Drama. Bd. 3, Berlin 1917, S. 76ff.
- Lemp, Richard: Ludwig Thoma. Bilder, Dokumente, Materialien zu Leben und Werk. München: Süddeutscher Verlag 1984.
- Roth, Adolf: Ludwig Thomas Vorfahren. In: *Familie und Volk* 2, 1953, H. 2, S. 369–374.
- Stemplinger, Eduard: Ludwig Thoma als Altbayer. Altötting: Bücher der Heimat 1948.
- (Christian Hartwig Wilke danke ich für kollegiale Hilfe.)